

Max Weber und die Machtpolitik

Aron, Raymond

Veröffentlichungsversion / Published Version

Konferenzbeitrag / conference paper

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Aron, R. (1965). Max Weber und die Machtpolitik. In O. Stammer (Hrsg.), *Max Weber und die Soziologie heute: Verhandlungen des 15. Deutschen Soziologentages in Heidelberg 1964* (S. 103-120). Tübingen: Mohr Siebeck. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-351755>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

PROFESSOR DR. RAYMOND ARON

MAX WEBER UND DIE MACHTPOLITIK

Die Aufgabe, mit der Sie mich betraut haben, hat mich vor eine Gewissensfrage gestellt oder – falls ich mich bereits der Ausdrucksweise Webers bedienen darf – vor ein Problem der Wissenschaft aber auch der Politik. Max Weber war, wie wir wissen, nicht nur der von uns allen bewunderte Soziologe und Philosoph, sondern auch ein politischer Denker, ein Publizist, der mehrmals Politiker werden wollte. Und wenn er schließlich auch niemals den Boden aktiver Politik betreten hat, ist er nichtsdestoweniger sein Leben lang der Freund, Ratgeber und Inspirator von im politischen Tageskampf stehenden Persönlichkeiten gewesen, wie z. B. von Friedrich Naumann. Ich kann daher gewisse Ideen und theoretische Positionen Max Webers hier nicht darstellen und kommentieren, ohne ein Urteil über das wilhelminische Deutschland und sogar über den deutschen Nationalismus jener Zeit anzudeuten, wenn auch nicht ausführlich zu formulieren.

In anderen Zeiten hätte ein Franzose es ablehnen können und vielleicht sollen, ein solches Referat zu halten; er hätte fürchten müssen, entweder taktlos zu erscheinen, wenn er sich in aller Offenheit äußerte, oder aber es an Offenheit fehlen zu lassen, wenn er versuchte, wunde Punkte nicht anzurühren. Ich habe persönlich nicht geglaubt, mich in diesem Jahr und bei einem solchen Anlaß von nationalen Erwägungen leiten lassen zu sollen.

Gewiß, Max Weber gehört nicht einer als endgültig abgeschlossen anzusehenden Vergangenheit an. Die Kontroversen, die Wolfgang Mommsens Buch „Max Weber und die deutsche Politik“ ausgelöst hat, sind nicht rein wissenschaftlicher Natur. Sie betreffen auch die Bedeutung, die wir heute dem wilhelminischen Deutschland, dem ersten Weltkrieg, der Weimarer Republik und damit auch Hitler und dem zweiten Weltkrieg beimessen. Max Weber gehört, soweit er Machtpolitiker war, einer Vergangenheit an, deren Auslegung unser Bewußtsein von der gegenwärtigen Situation beeinflusst. In diesem Sinne könnte der Eintritt eines Franzosen in die Diskussion indiskret erscheinen, wenn es nicht drei Gründe gäbe, die mögliche Einwände zerstreuen können.

Erstens bin ich persönlich keiner Gegnerschaft zu Weber verdächtig, auch wenn ich mich heute nicht mehr in genau denselben Worten über ihn äußern würde, wie ich es in der „Deutschen Soziologie der Gegenwart“ getan habe. Zweitens haben gewisse von Weber aufgezeigte Probleme eine merkwürdige Aktualität im heutigen Frankreich erhalten. W. Mommsen hat nicht unrecht, wenn er auf die Verwandtschaft zwischen der Verfassung der Fünften Republik und den Verfassungsideen Max Webers verweist. Schließlich ist die europäische Gemeinschaft – und das ist der entscheidende Grund – in einem solchen Maße zum gemeinsamen Erlebnis für uns geworden, daß es unser aller Aufgabe als Soziologen und Staatsbürger ist, über den Nationalismus (oder die gestrigen Nationalismen) und über die Machtpolitik nachzudenken. Ich vergesse nicht für einen Augenblick die Unterscheidung, die Weber zwischen Wissenschaft und Politik macht. Die Art jedoch, wie Weber selber diese Unterscheidung gehandhabt hat, ist nicht immer vorbildlich. Es ist gut, Tatsachen nicht mit Werten, Wirklichkeit nicht mit Wünschen zu verwechseln. Gewiß soll man sich bemühen, die Welt so zu sehen, wie sie ist, und nicht so, wie man sie haben möchte – doch auch nicht, wie man fürchtet, daß sie sein könnte. Denn eine pessimistische Verzeichnung der Wirklichkeit, eingegeben von dem Wunsche, die Machtpolitik als unvermeidlich und unentbehrlich hinzustellen, ist nicht minder gefährlich als eine idealistische.

Was wollen wir in diesem Referat unter „Machtpolitik“ oder „Powerpolitics“ verstehen? Zwei Definitionen scheinen sich mir anzubieten, eine engere und eine weitere. Entweder nennt man Machtpolitik die Politik, wie sie sich zwischen den Staaten abspielt, eine Politik, die vom Wettkampf um die Macht diktiert wird, weil sie keinem Gesetz, keinem Gericht, keiner übernationalen Autorität unterworfen ist. In diesem Sinne ist die Außenpolitik aller Zeit, einschließlich unserer eigenen, stets Machtpolitik gewesen, so verschiedenartig auch die Verfassung der politischen Einheiten und ihre Beziehungen zueinander sein mochten. Oder aber man bezeichnet als Machtpolitik alle Politik, selbst die im Inneren der Staaten, deren Ziel und (oder) Hauptmittel die Macht ist. In diesem zweiten Sinn ist jede Politik, wenigstens teilweise, Machtpolitik. Die Politik erscheint um so entschiedener als Machtpolitik, je stärkerer Nachdruck in der Analyse auf Herrschaft und Macht gelegt wird.

Welche dieser beiden Definitionen man auch wählen mag, Weber bleibt als Politiker ein typischer Machtpolitiker. Er ist ein Nachfahre Machiavellis, genau so wie er ein Zeitgenosse Nietzsches ist. Die Frage-

stellung der Antike, welches die bessere Regierungsform sei, hätte er als bedeutungslos abgetan. Der Kampf zwischen Klassen und Individuen um die Macht oder Herrschaft schien ihm das Wesen, oder wenn man lieber will, die ständige Gegebenheit der Politik zu sein. Die liberalen und parlamentarischen Institutionen wurden unter seiner Feder zur notwendigen Voraussetzung für die Weltrolle der Nation. Er hat sie manchmal empfohlen, damit sie als Beweis dafür dienen könnten, daß ein Volk, das deutsche Volk, fähig ist, eine Weltrolle zu spielen.

„Nur Herrenvölker haben den Beruf, in die Speichen der Weltentwicklung einzugreifen. Versuchen das Völker, die diese tiefe Qualität nicht besitzen, dann lehnt sich nicht nur der sichere Instinkt der anderen Nationen dagegen auf, sondern sie scheitern an dem Versuch auch innerlich. Unter einem Herrenvolk verstehen wir dabei nicht jenes häßliche Parvenügesicht, welches Leute daraus machen, deren nationales Würdegefühl ihnen gestattet, von einem englischen Überläufer, wie Herrn H. St. Chamberlain, sich und die Nation darüber unterrichten zu lassen, was ‚Deutschland‘ ist. Aber freilich: eine Nation, die nur gute Beamte, schätzbare Bürokräfte, ehrliche Kaufleute, tüchtige Gelehrte und Techniker und treue Diener hervorbrächte und im übrigen eine kontrollfreie Beamtenherrschaft unter pseudomonarchischen Phrasen über sich ergehen ließe – die wäre kein Herrenvolk und täte besser, ihren Alltagsgeschäften nachzugehen, anstatt die Eitelkeit zu haben, sich um Weltschicksale zu kümmern. Von ‚Weltpolitik‘ möge man uns, wenn die alten Zustände wiederkehren, nicht mehr reden. Und vergebens werden Literaten, welche konservativen Phrasen verfallen sind, darauf warten, daß Deutsche im Ausland echtes Würdegefühl entwickeln, wenn sie im Inland ausschließlich das Betätigungsfeld einer, sei es auch rein technisch noch so tüchtigen, reinen Beamtenherrschaft bleiben und sich sogar gefallen lassen, daß satte gelehrte Pfründner darüber diskutieren, ob die Nation für diese oder jene Regierungsform ‚reif‘ genug sei.

Der Wille zur Ohnmacht im Innern, den die Literaten predigen, ist mit dem ‚Willen zur Macht‘ in der Welt, den man in so lärmender Weise herausgeschrien hat, nicht zu vereinigen.“¹

Soweit Max Weber. Ich habe diese Stelle zitiert, weil sie die Hauptthemen der Auffassung Webers von der Machtpolitik zusammenfaßt. Theoretisch betrachtet ist jede Politik, ob Innen- oder Außenpolitik, in erster Linie ein Kampf zwischen den Nationen, Klassen oder Individuen. Nur die vom Willen zur Macht beseelten Individuen nehmen an dem Kampf teil und sind also zur Politik begabt. Weber hat niemals einen ausdrücklichen Wesensunterschied zwischen innerem und äußerem Kampf gemacht. Wie Machiavelli sah er überall den Kampf, aber

¹ Gesammelte politische Schriften, 1. Ausgabe, München 1921, S. 259.

er behauptete, wiederum wie Machiavelli, den Primat der Außenpolitik und machte sich die Einheit seiner Nation (in diesem Falle die der deutschen Nation) zum Ziel, damit sie Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte haben könne. Daß nur ein Volk von Staatsbürgern und nicht von Untertanen, ein Volk, das sich liberale Institutionen gegeben hatte und sich am Kampf um die Macht beteiligte, statt eine überlieferte oder bürokratische Herrschaft passiv hinzunehmen, in seiner Eigenschaft als Herrenvolk nach der Weltpolitik streben könne, diese Verbindung zwischen Parlamentarismus und imperialistischem Nationalismus ist sicherlich für Webers Denken typisch. Und doch hätte Weber ihr nicht mehr als einen zeitbedingten Wert beigemessen oder jedenfalls beimesen dürfen. Weil in einer kapitalistischen Zeit die patriarchalische Herrschaft des Kaisers und der Junker im wilhelminischen Deutschland entweder ein Anachronismus oder unwirksam war, da die Beamten ihrem Beruf entsprechend ohne Sinn für Politik, das heißt für den Kampf waren, verlangte Max Weber die Demokratisierung oder Parlamentarisierung des Regimes. Daß aber die Herrenvölker auch immer freie Völker seien – das zu behaupten, war Weber, scheint mir, zu sehr Historiker und zu sehr Pessimist. Immerhin könnte es auch sein, daß die Synthese von Liberalismus und Imperialismus dem Wertsystem Webers entsprach: die Rechtfertigung des Parlamentarismus durch die Machtinteressen der Nation sollte spontanen Neigungen oder vielleicht mehr noch starken Antipathien einen instrumentalen Charakter geben.

Wollte ich mich mit der Machtpolitik im zweiten, weiteren Sinne beschäftigen, so müßte mein Referat die gesamte Webersche Soziologie und Politik umfassen. Da ein solches Unterfangen hier nicht in Frage kommen kann, will ich mich an die erste Bedeutung des Begriffs der Machtpolitik, d. h. der Außenpolitik, halten, an die Rivalität der Staaten, die, weil sie keinem Gesetz oder Tribunal unterstehen, gezwungen sind, sich ihr Recht selbst zu verschaffen, also sich in allem, was sie selbst, ihre Sicherheit, ihre Existenz anlangt, auf ihre eigene Kraft und ihre Verbündeten zu verlassen. Machen wir uns diese Definition der Machtpolitik zu eigen, drängt sich sofort eine andere Bemerkung auf. Der Soziologe Max Weber hat wenig über die Kämpfe der Staaten, über Völker und Reiche, über die Beziehungen zwischen Kultur und Macht geschrieben. Gewiß, das Kapitel, das in „Wirtschaft und Gesellschaft“ dem, was man eine Soziologie der internationalen Beziehungen nennen kann, gewidmet werden sollte, ist unvollendet geblieben². Weber hätte,

² Wirtschaft und Gesellschaft, 3. Ausgabe 1947, 3. Teil, Kap. III, S. 619–630.

wäre ihm die Zeit dazu vergönnt gewesen, diesen Teil auf Grund seiner unvergleichlichen historischen Bildung weiter ausgestaltet. Trotzdem bleibt eine unbestreitbare Tatsache. Der Nationalismus Webers war älter, als seine soziologischen Untersuchungen und als sein wissenschaftliches Werk, er ist seiner lebendigen Wirklichkeit während seiner Studienjahre im Herzen des wilhelminischen Deutschlands begegnet, und er hat ihn ohne Zögern und anscheinend ohne tieferes Nachdenken in sich aufgenommen. In einigen Punkten ist Weber den Lehren der gefeierten Vorlesungen Treitschkes über die Politik gefolgt, wenn auch seine Philosophie viel pessimistischer, und man kann sagen, tragischer ist.

Er hatte sich ein für allemal entschieden, daß der höchste Wert, dem er in der Politik alles andere unterordnen würde, der Gott (oder Dämon), dem er Treue geschworen hatte, Deutschlands Größe sei. Ich gebrauche das Wort „Größe“, obwohl es nicht ein Ausdruck Webers ist, der seinerseits sehr viel öfter von Macht, Machtinteressen, Machtprestige und Weltpolitik spricht. Wenn ich den vieldeutigeren Ausdruck der Größe wähle, so tue ich das, weil Max Weber stets auf den Zusammenhang zwischen Macht und Kultur verweist. Die deutsche Nation ist ein Kulturvolk. Die Macht ist sicherlich Ziel, sie ist aber auch Vorbedingung der Strahlkraft der Kultur. Als Großmacht ist Deutschland den zukünftigen Generationen gegenüber verantwortlich für das, was die Menschheitskultur sein wird.

„Nicht die Dänen, Schweizer, Holländer, Norweger werden künftige Geschlechter, unsere eigenen Nachfahren zumal, verantwortlich machen, wenn kampfflos die Weltmacht – und das heißt letztlich: die Verfügung über die Eigenart der Kultur der Zukunft – zwischen den Reglements russischer Beamten einerseits und den Konventionen der angelsächsischen ‚society‘ andererseits, vielleicht mit einem Einschlag von lateinischer ‚raison‘, aufgeteilt würde. Sondern uns. Und mit Recht.“³

Soweit Max Weber. Max Weber gab unbedenklich und ohne Zögern eine doppelte Verbundenheit von Kultur und Nation zu („Alle Kultur ist und bleibt heute durchaus national gebunden, und zwar nur immer um so mehr, je ‚demokratischer‘ die äußeren Kulturmittel nach Verbreitung und Art werden.“⁴), wie auch von Macht der Nation und Verbreitung der Kultur. Allerdings fehlt in dem unvollendeten Kapitel von „Wirtschaft und Gesellschaft“ der enge Zusammenhang zwischen der Ausstrahlung oder dem Prestige der Kultur einerseits und der militärischen Macht andererseits. Übrigens schließt er aus diesem Zusammen-

³ Pol. Schr., a.a.O., S. 60–61.

⁴ Pol. Schr., a.a.O., S. 47.

hang nicht, daß diese Macht die Qualität der Kultur günstig beeinflusst. Hier der in eine Fußnote verwiesene Text:

„Kulturprestige und Machtprestige sind eng verbündet. Jeder siegreiche Krieg fördert das Kulturprestige (Deutschland, Japan usw.). Ob es der ‚Kulturentwicklung‘ zugute kommt, ist eine andere, nicht mehr ‚wertfrei‘ zu lösende Frage. Sicher nicht eindeutig (Deutschland nach 1870). Auch nach empirisch greifbaren Merkmalen nicht; reine Kunst und Literatur von deutscher Eigenart sind nicht im politischen Zentrum Deutschlands entstanden.“

Zwei Bemerkungen hierzu: eine Geschichte, die so weitgehend „wertfrei“ sein möchte, daß sie kein Urteil mehr über die Qualität der kulturellen Schöpfungen abgibt, wäre von einer merkwürdigen Dürftigkeit. Es ist frappierend, daß Weber an der Macht, die nicht die Qualität, sondern die Verbreitung oder (wiederum!) das Prestige der Kultur verursacht, als an dem letzten Ziel festgehalten hat.

Die Originalität Webers liegt nicht in seinem Bekenntnis zu diesem am Ende des vorigen Jahrhunderts ziemlich gebräuchlichen Nationalismus, sondern in der Leidenschaft, mit der er die Notwendigkeit einer Weltpolitik als unausbleibliche Folge und letzte Rechtfertigung von Bismarcks Werk proklamiert. Was mich an Weber als originell berührt und was ihn von seinen Zeitgenossen unterscheidet, ist der Nachdruck, mit dem er den diabolischen Charakter der Macht und die Opfer, die der Machtstaat fordert, hervorhebt. Treitschke hat in seinen Vorlesungen über Politik in den Kleinstaaten etwas Lächerliches gesehen, Max Weber freut sich dagegen, daß es ein Deutschtum außerhalb des zum nationalen Machtstaat gewordenen Deutschland gibt.

„Auch wir haben allen Anlaß, dem Schicksal zu danken, daß es ein Deutschtum außerhalb des nationalen Machtstaates gibt. Nicht nur die schlichten Bürgertugenden und die echte, in keinem großen Machtstaat jemals noch verwirklichte Demokratie, sondern weit intimere und doch ewige Werte können nur auf dem Boden von Gemeinwesen erblühen, die auf politische Macht verzichten. Selbst solche künstlerischer Art: ein so echter Deutscher wie Gottfried Keller wäre nie dies ganz Besondere, Einzigartige geworden inmitten eines Heerlagers wie dieser Staat es sein muß“ (Pol. Schriften, S. 60).

Was die Beziehungen zwischen Nation und Staat, zwischen Nationalismus und Imperialismus betrifft, so ist Max Weber seiner Zeit verhaftet, er teilt ihre Begriffe und Zweifel. Einerseits anerkennt und unterstreicht er die Stärke der nationalen Ansprüche, das Streben aller zum Bewußtsein ihrer selbst gelangten Nationen nach Autonomie, will sagen nach Unabhängigkeit. Andererseits widersetzt er sich entrüstet dem Gedanken eines Kompromißabkommens mit Frankreich bezüglich

Lothringens. Und was eine Volksabstimmung im Elsaß anlangt, so erscheint ihm schon die bloße Idee lächerlich⁵.

Max Weber wünschte keine Einbeziehung nicht-deutscher oder feindlicher Bevölkerungen in das Reich. Aber er war gleichzeitig sehr weit davon entfernt, sich vorbehaltlos dem Nationalitätenprinzip in jeder beliebigen Form zu verschreiben. Die Aufteilung Mitteleuropas in sogenannte Nationalstaaten (die ihrerseits ganz unvermeidlich nationale Minderheiten in sich schließen würden) erschien ihm weder wünschenswert⁶ noch realisierbar. Er gelangte so zu der Konzeption einer Politik, die national sowohl wie imperialistisch sein, die Machtinteressen des Reichs mit gewissen Ansprüchen anderer Nationen in Einklang bringen sollte.

Von der Vorstellung ausgehend, daß Rußland der Hauptfeind Deutschlands sei, der einzige, der wirklich die Existenz des Reichs in Frage stellen könnte, hat er sich während des Krieges 1914–1918 für eine polenfreundliche deutsche Politik eingesetzt⁷, weniger aus Sympathie für die polnischen Forderungen als aus Sorge um das nationale Interesse Deutschlands. Autonome Staaten unter dem militärischen Schutz des Reichs und diesem wirtschaftlich verbunden, würden, so meinte er, die beste Sicherung gegenüber der Bedrohung durch den großrussischen Imperialismus bedeuten. Indessen ist Max Weber nie so weit gegangen – und hier spricht wieder der Geist der Zeit aus ihm – Polen die völlige Unabhängigkeit zuzugestehen, ebenso wenig wie er bereit war, militärische Sicherungen oder politische Vorteile im Osten des Reichs dem deutlich erklärten Willen der Bevölkerung zu opfern.

Charakteristisch für Weber ist in allen diesen Punkten das so gut wie völlige Fehlen einer ideologischen Rechtfertigung. Die ideologische Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich über das Elsaß, d. h. über die Frage, ob das überlieferte Deutschtum dieser Reichsprovinz über den Willen der Elsässer siegen sollte oder nicht, hat ihn, wie mir scheint, kalt gelassen. Ebenso hat er sich jeder dringenden und subtilen Analyse des Nationalitätenprinzips enthalten. Er stellte die wechselnde Stärke der nationalen Gefühle fest⁸, er folgerte daraus in durchaus realistischer Weise die Gefahr von Annexionen in Europa und die Möglichkeit, die nationalen Gefühle Osteuropas gegen das Zarenreich zugunsten von Deutschland zu mobilisieren. Selten, und dann mehr

⁵ Brief an R. Michels, zitiert bei *Wolfgang Mommsen*, Max Weber und die deutsche Politik 1890–1920, Tübingen 1959, S. 258.

⁶ Vielleicht hatte er recht.

⁷ Er hat damals seine früheren Ideen einer deutschen Kolonisation des Ostens und seinen Widerstand gegen den Einstrom polnischer Arbeiter aufgegeben.

⁸ *Wirtschaft und Gesellschaft*, a.a.O., S. 227–229.

implicite als ausdrücklich, brachte er moralische oder idealistische Argumente vor, um dieser oder jener Diplomatie das Wort zu reden. Das letzte Ziel galt ihm als Sache der freien Wahl in dem Sinn, daß niemand – nicht einmal ein Deutscher – gezwungen war, sich die Machtinteressen des Reichs zur höchsten Aufgabe zu machen. Da diese Machtinteressen als untrennbar von den Kulturinteressen (zumindest dem Kulturprestige) gelten sollten, waren sie von einer Art von geistigem Heiligenschein umgeben. Ist diese Wahl aber getroffen, dann muß der Politiker immer wieder das Maß der Wirklichkeit nehmen, um zu entscheiden, was im Hinblick auf die Erreichung des Endziels möglich ist, ohne sich dabei allzusehr um die Moral oder Unmoral der von ihm ergriffenen oder vertretenen Maßnahmen zu bekümmern. Doch diese Unbekümmertheit stammt nicht aus mangelndem ethischen Gefühl, sondern aus intellektueller Ehrlichkeit. „Denn alles, was an den Gütern des Machtstaates teilnimmt, ist verstrickt in die Gesetzlichkeit des ‚Macht-Pragma‘, das alle politische Geschichte beherrscht.“⁹

Wenn diese Auslegung richtig ist, dann wären die nationalen und imperialistischen Konzeptionen Webers gleichzeitig bezeichnend für seine Zeit und seine Generation¹⁰, gemäßigt in ihren Zielen und dargeboten in einer von aller Phrasenhaftigkeit befreiten Sprache. Deutschland war in erster Linie vom Osten her durch das Zarenreich und den großrussischen Imperialismus gefährdet. Darum hoffte er bis zum Zusammenbruch von 1918, daß die Friedensbedingungen eine Befriedigung der Beziehungen zu Großbritannien und Frankreich nicht unmöglich machen würden. Wahrscheinlich hat er sich über den Preis einer solchen Befriedigung Illusionen hingeeben. Doch wenn es ihm hier vielleicht an Scharfblick fehlte, so besaß er doch immer noch mehr davon als fast alle seine Zeitgenossen.

Es wäre leicht, aber nach meinem Gefühl von wenig Interesse, Webers Ansichten im einzelnen darzulegen und ihren Wandel seit der berühmten Antrittsrede bis zu den pro-polnischen Ansätzen in den Kriegsjahren zu verfolgen. Doch das ist ein schon oft behandeltes Thema, das uns von den Grundproblemen wegführen würde.

Die politischen Denker des Okzidents haben von jeher und so, als sei es eine erwiesene Tatsache, die Behauptung von der Heterogenität der Innenpolitik gegenüber der Außenpolitik aufgestellt. Wenn Hobbes

⁹ Pol. Schr., a.a.O., S. 63.

¹⁰ Ich glaube nicht, daß Max Weber jemals klar gesagt hat, was er unter Weltpolitik verstand, noch welcher Kolonialbesitz den Ehrgeiz des Reiches befriedigt hätte.

im „Leviathan“ auf der Suche nach einer Illustration für den Naturzustand die Beziehungen zwischen den Oberhäuptern der Staaten beschreibt, gibt er einer klassischen Idee einen radikalen Ausdruck. Max Weber, der den Staat durch das Monopol der legitimen Gewaltsamkeit definierte, mußte logischerweise die Heterogenität zwischen der gewalttätigen Rivalität der Staaten und der den Gesetzen unterliegenden Rivalität der Individuen und der Klassen im Innern eines Staates anerkennen. In Wirklichkeit jedoch hat derselbe Weber, der offensichtlich diese Heterogenität zugesteht, den Unterschied eher abgeschwächt und gewissermaßen verwischt. Er stand, scheint mir, unter dem Eindruck der darwinistischen Soziallehren und ließ sich ein wenig davon beeinflussen.

Zum Beispiel:

„Wer auch nur einen Pfennig Renten bezieht, die andere – direkt oder indirekt – zahlen müssen, wer irgendein Gebrauchsgut besitzt oder ein Verkehrsgut verbraucht, an dem der Schweiß fremder, nicht eigener Arbeit klebt, der speist seine Existenz aus dem Getriebe jenes liebeleeren und erbarmungsfremden ökonomischen Kampfs ums Dasein, den die bürgerliche Phraseologie als ‚friedliche Kulturarbeit‘ bezeichnet: eine andere Form des Kampfes des Menschen mit dem Menschen, bei der nicht Millionen, sondern Hunderte von Millionen jahraus, jahrein an Leib und Seele verkümmern, versinken, oder doch ein Dasein führen, dem irgendein erkennbarer ‚Sinn‘ wahrhaftig unendlich fremder ist als dem Einstehen aller (auch der Frauen – denn auch sie ‚führen‘ den Krieg, wenn sie ihre Pflicht tun) für die Ehre, und das heißt einfach: für vom Schicksal verhängte geschichtliche Pflichten des eigenen Volkes.“¹¹

Diese Stelle ist den Schriften aus den Kriegsjahren entnommen. Aber mehr als zwanzig Jahre vorher hat er in der „Antrittsrede“ schon ähnliche Gedanken mit gleichem Nachdruck ausgesprochen:

„Auch unter dem Schein des ‚Friedens‘, das zeigte sich uns, geht der ökonomische Kampf der Nationalitäten seinen Gang. Nicht im offenen Streit werden die deutschen Bauern und Tagelöhner des Ostens durch politisch überlegene Feinde von der Scholle gestoßen: im stillen und öden Ringen des ökonomischen Alltagslebens ziehen sie einer tieferstehenden Rasse gegenüber den kürzeren, verlassen die Heimat und gehen dem Untertauchen in eine dunkle Zukunft entgegen. Es gibt keinen Frieden auch im wirtschaftlichen Kampf ums Dasein; nur wer jenen Schein des Friedens für die Wahrheit nimmt, kann glauben, daß aus dem Schoß der Zukunft für unsere Nachfahren Frieden und Lebensgenuß erstehen werde“ (in: Gesammelte politische Schriften, 1. Ausgabe, München 1921, S. 17,18).

¹¹ Pol. Schr., a.a.O., S. 62.

Und etwas später:

„Für den Traum von Frieden und Menschenglück steht über der Pforte der unbekanntem Zukunft der Menschengeschichte: *lasciate ogni speranza*.“

Nicht wie die Menschen der Zukunft sich befinden, sondern wie sie sein werden, ist die Frage, die uns beim Denken über das Grab der eigenen Generation hinaus bewegt, die auch in Wahrheit jeder wirtschaftlichen Arbeit zugrunde liegt. Nicht das Wohlbefinden der Menschen, sondern diejenigen Eigenschaften möchten wir in ihnen emporzüchten, mit welchen wir die Empfindung verbinden, daß sie menschliche Größe und den Adel unserer Natur ausmachen.“

Und weiter:

„Nicht Frieden und Menschenglück haben wir unseren Nachfahren mit auf den Weg zu geben, sondern den ewigen Kampf um die Erhaltung und Emporzüchtung unserer nationalen Art. Und wir dürfen uns nicht der optimistischen Hoffnung hingeben, daß mit der höchstmöglichen Entfaltung wirtschaftlicher Kultur die Arbeit bei uns getan sei und die Auslese im freien und ‚friedlichen‘ ökonomischen Kampfe dem höher entwickelten Typus alsdann von selbst zum Siege verhelfen werde.“

Nicht in erster Linie für die Art der volkswirtschaftlichen Organisation, die wir ihnen überliefern, werden unsere Nachfahren uns vor der Geschichte verantwortlich machen, sondern für das Maß des Ellenbogenraums, den wir ihnen in der Welt erringen und hinterlassen. Machtkämpfe sind in letzter Linie auch die ökonomischen Entwicklungsprozesse, die Machtinteressen der Nation sind, wo sie in Frage gestellt sind, die letzten und entscheidenden Interessen, in deren Dienst ihre Wirtschaftspolitik sich zu stellen hat. Die Wissenschaft von der Volkswirtschaftspolitik ist eine politische Wissenschaft. Sie ist eine Dienerin der Politik, nicht der Tagespolitik der jeweils herrschenden Machthaber und Klassen, sondern der dauernden machtpolitischen Interessen der Nation. Und der Nationalstaat ist uns nicht ein unbestimmtes Etwas, welches man um so höher zu stellen glaubt, je mehr man sein Wesen in mystisches Dunkel hüllt, sondern die weltliche Machtorganisation der Nation, und in diesem Nationalstaat ist für uns der letzte Wertmaßstab auch der volkswirtschaftlichen Betrachtung die ‚Staatsraison‘“ (S. 20).

Diese so oft zitierten Stellen sind, scheint mir, aufschlußreich für das, was man wohl Webers Weltanschauung nennen muß, mit ihrer Darwinschen Komponente (der Kampf ums Dasein), ihrer Nietzsche-Komponente (nicht das Glück der Menschheit, sondern die Größe des Menschen), einer wirtschaftlichen Komponente (die anhaltende Knappheit der Güter, die unausrottbare Armut der Völker), einer marxistischen Komponente¹² (jede Klasse hat ihre eigenen Interessen, und die Inter-

¹² In „Wirtschaft und Gesellschaft“ findet sich noch eine weitere Komponente: der

essen selbst einer herrschenden Klasse decken sich nicht notwendigerweise mit den Dauerinteressen der nationalen Gemeinschaft), schließlich mit einer nationalen Komponente: das Interesse der Gemeinschaft muß allen anderen Interessen vorgehen, wobei übrigens der Nationalismus einer Entscheidung und nicht den Tatsachen entspringt.

Als ich vor etwa dreißig Jahren Weber zum ersten Male las, hat mich vor allem der beispielhafte intellektuelle Mut und die Bescheidenheit, die aus seinem Werk sprachen, stark berührt. Ich bin weiter überzeugt, daß dieses Werk tatsächlich eine immer noch gültige Lehre enthält. Heute empfinde ich aber auch seinen metaphysischen Gehalt, das pessimistische Weltbild, von dem sich dieser von aller Illusion vermeintlich gereinigte Gedanke herleitet.

Die Machtpolitik der Nationen untereinander, deren normaler Ausdruck und unvermeidliche, natürliche Folge die Kriege sind, erscheint Weber nicht als ein Überbleibsel vergangener Epochen oder als eine Verleugnung des Kulturstrebens der Menschen, sondern als eine Form unter anderen ebenso grausamen Formen des Kampfes ums Dasein, des Kampfes zwischen den Klassen und den Nationen. Anders ausgedrückt, eine teils auf Marx, teils auf Nietzsche zurückgehende Metaphysik vom Kampf ums Dasein neigt dazu, die Bedeutung des Unterschiedes zwischen Krieg und Frieden, zwischen dem wirtschaftlichen Wettstreit der Völker und dem Machtkampf der Staaten abzuschwächen. Gewaltsamkeit, die sich tarnt, hört dadurch nicht auf, Gewaltsamkeit zu sein. Wenn dasselbe Wort „Macht“ den Preis des Kampfes im Innern der Staaten sowohl wie zwischen den Staaten bezeichnet, dann ist der Einsatz im Grunde genommen hier und dort der gleiche. Hier wie dort kommt es darauf an, zu wissen, wer obsiegen wird, wer die Herrschaft erringt, welchen Teil des Raums oder der verfügbaren Mittel eine Klasse oder ein Volk an sich reißt. Diese Weltanschauung ist aus mannigfachen Gründen nicht mehr in Mode. Sie hat in ihrer vulgärsten Form, von Barbaren interpretiert, zu Orgien der Barbarei geführt. Doch hat auch die heutige Wirtschaft viele Anschauungen Lügen gestraft, denen die Fachgelehrten noch vor einem halben Jahrhundert ohne Zögern die Weihe einer wissenschaftlichen Erkenntnis verliehen haben. Max Weber scheint wie viele seiner Zeitgenossen, im Gegensatz zu den liberalen

sich aus den kapitalistischen Interessen ergebende Imperialismus S. 621 ff. Seine Auslegung entspricht insofern nicht dem strengen Marxismus, als ein sozialistisches Wirtschaftssystem in seinen Augen noch stärker in den Imperialismus getrieben würde. An anderer Stelle erklärt Weber die imperialistische Expansion nicht ausschließlich durch ökonomische Motive.

Nationalökonomien, nicht daran zu zweifeln, daß die politische Macht eines Staates die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes bestimmt. Er redet und schreibt, als hinge der Lebensstandard der Arbeiterklasse letzten Endes vom Schicksal der Waffen ab. In dieser Beziehung gehört er nicht mehr in unsere Zeit. Wir wissen heute – und es wäre nicht unmöglich gewesen, es auch vor sechzig Jahren zu wissen – daß die militärische Macht weder eine notwendige noch eine hinreichende Voraussetzung des materiellen Wohlstands ist.

Man verstehe mich richtig. Max Weber hatte die Macht des Nationalstaates als letzten Wert gewählt, und diese Wahl war ein freier Akt des Willens. Selbst wenn er gewußt hätte, daß das wilhelminische Deutschland weder für seine kulturelle Entfaltung noch für das Wohl seiner Arbeiterklasse Kolonien brauchte, hätte er seinen Entschluß in nichts geändert: das Machtinteresse war ein Ziel an sich, und wahr bleibt, daß die Ausbreitung einer Kultur in einer gewissen Beziehung zu der Macht der Nation steht, deren Ausdruck sie ist. Aber die Vorstellung von der Welt würde aufhören, sich selbst zu gleichen, wenn es beim Kampf zwischen Klassen und Nationen hauptsächlich oder sogar ausschließlich um Herrschaft oder Macht und nicht um das Wohl und die Existenz der Völker ginge.

Sicherlich stehen wir heute in Gefahr, in den umgekehrten Fehler wie Weber zu verfallen. Die sozialen Beziehungen im Innern der Völker wie auch zwischen den Völkern tragen einen Konfliktstoff in sich, den man je nachdem als Konkurrenz, Wettbewerb, Rivalität oder Kampf betiteln mag. Der Gegenstand der Konflikte ist vielfältiger Art, und manchmal ist die Ehre, gesiegt zu haben, der einzige Lohn. Von dem Moment an jedoch, wo es nicht um den Einsatz der Existenz oder des Reichtums geht, wo der Kampf im wesentlichen politisch ist, das heißt, wo er in erster Linie darüber entscheidet, wer in Zukunft die Führungsrolle übernimmt, da wird wieder der Unterschied zwischen den Formen, Mitteln, Spielregeln der einzelnen Konflikte von ausschlaggebender Bedeutung. Eine Welt ohne Konflikte ist tatsächlich unvorstellbar. Eine Welt, in der die Klassen und Nationen nicht mehr im Kampf ums Dasein verstrickt sind, ist dagegen nicht unvorstellbar. Jedenfalls gewinnt der Gegensatz zwischen den gewaltsamen oder den nicht gewaltsamen Formen des Kampfes seine volle Tragweite zurück. Der Sieger auf dem Wahlschlachtfeld unterscheidet sich dem Wesen, nicht dem Grade nach, von dem Sieger auf dem militärischen Schlachtfeld.

Die andere philosophische Grundlage der Machtpolitik bildet der Polytheismus, die Pluralität der unvereinbaren Werte.

Max Weber ging, wie wir wissen, von dem kantischen oder neukan-
tischen Gegensatz zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll, zwi-
schen Tatsachen und Werten aus. Er beschränkte das Seinsollen nicht
auf die Ethik, sondern er machte die Ethik selbst zu einem Wertgebiet
unter anderen. Er setzte hinzu, daß die Wertgebiete nicht nur vonein-
ander unabhängig sind, sondern in unlösbarem Konflikt miteinander
stehen. Ein Ding kann schön sein, nicht *obwohl*, sondern *weil* es schlecht
ist (Les Fleurs du Mal). Von da ging er zu zwei Behauptungen über, die
beide an die Machtpolitik anknüpfen: erstens, daß es kein Tribunal gibt,
das über den relativen Wert der deutschen und der französischen Kultur
entscheiden könnte, zweitens, daß es unmöglich ist, gleichzeitig Politiker
und Christ zu sein (zumindest insofern, als die christliche Ethik die der
Bergpredigt ist), oder auch, daß jeder von uns in seinem Tun zwischen
der Gesinnungsethik und der Verantwortungsethik wählen muß, und
daß dieselbe Handlung je nach der Ethik, für welche man sich entschei-
det, eine radikal verschiedene Beurteilung erfahren muß.

Diese beiden Thesen haben eine unerschöpfliche und noch heute fort-
dauernde Polemik ausgelöst. Die polytheistische Formel ist in gewisser
Weise evident. Der Künstler ist als solcher kein moralisches Wesen, und
ein Kunstwerk ist schön und nicht gut. Jedes Wertgebiet hat seine spe-
zifische Finalität, seinen jeweils besonderen Sinn. Die Moral des Krieges
ist nicht die der Heiligen oder des Philosophen – jede gehorcht ihren
eigenen Gesetzen. Jede Nation findet ihren Ausdruck in einem eigenen
Wertsystem, setzt ihren Stolz in gewisse Einrichtungen und Werke. Wer
wäre wohl geistig unabhängig und gerecht genug, diese Wertsysteme
oder diese Schöpfungen gegeneinander abzuwägen? Bis hierher können
wir alle Max Weber folgen. Darüber hinaus erheben sich aber Fragen
und Widersprüche. Wenden wir uns erst noch einmal dem berühmten
Text aus „Wissenschaft als Beruf“ zu (in: Gesammelte Aufsätze zur
Wissenschaftslehre, 2. durchges. u. erw. Aufl., Tübingen 1951, S. 587).

„Die Unmöglichkeit ‚wissenschaftlicher‘ Vertretung von praktischen Stel-
lungnahmen – außer im Falle der Erörterung der Mittel für einen als fest
gegebenen vorausgesetzten Zweck – folgt aus weit tiefer liegenden Gründen.
Sie ist prinzipiell deshalb sinnlos, weil die verschiedenen Wertordnungen
der Welt in unlöslichem Kampf untereinander stehen. Der alte Mill, dessen
Philosophie ich sonst nicht loben will, aber in diesem Punkt hat er recht,
sagt einmal: wenn man von der reinen Erfahrung ausgehe, komme man
zum Polytheismus. Das ist flach formuliert und klingt paradox, und doch
steckt Wahrheit drin. Wenn irgend etwas, so wissen wir es heute wieder:
daß etwas heilig sein kann nicht nur: obwohl es nicht schön ist, sondern:
weil und insofern es nicht schön ist, in dem 53. Kapitel des Jesaiabuches

und im 21. Psalm können Sie die Belege dafür finden, – und daß etwas schön sein kann nicht nur: obwohl, sondern: in dem, worin es nicht gut ist, das wissen wir seit Nietzsche wieder, und vorher finden Sie es gestaltet in den ‚fleurs du mal‘, wie Baudelaire seinen Gedichtband nannte, – und eine Alltagsweisheit ist es, daß etwas wahr sein kann, obwohl und indem es nicht schön und nicht heilig und nicht gut ist. Aber das sind nur die elementarsten Fälle dieses Kampfes der Götter, der einzelnen Ordnungen und Werte. Wie man es machen will, ‚wissenschaftlich‘ zu entscheiden zwischen dem Wert der französischen und deutschen Kultur, weiß ich nicht. Hier streiten eben auch verschiedene Götter miteinander, und zwar für alle Zeit. Es ist wie in der alten, noch nicht von ihren Göttern und Dämonen entzauberten Welt, nur in anderem Sinne: wie der Hellene einmal der Aphrodite opferte und dann dem Apollon und vor allem jeder den Göttern seiner Stadt, so ist es, entzaubert und entkleidet der mythischen, aber innerlich wahren Plastik jenes Verhaltens, noch heute. Und über diesen Göttern und in ihrem Kampf waltet das Schicksal, aber ganz gewiß keine ‚Wissenschaft‘.“

Es ist richtig, daß niemand über den höheren Wert der deutschen oder der französischen Kultur entscheiden kann. Aber ist diese Frage von Bedeutung? Ist es berechtigt, von einer Tatsache, – die französische und die deutsche sind voneinander verschieden – überzugehen zu der Idee, daß die Götter bis ans Ende aller Zeiten miteinander streiten werden? Ich kann nur annehmen, daß Max Weber, von der Vorstellung des überall und immer herrschenden Kampfes besessen, hier schließlich eine unbestreitbare, aber vorübergehende Machtrivalität in einen Kampf der Götter verwandelt hat. Unter gewissen Umständen setzen Machtrivalitäten sogar das Geschick von Mensch und Seele aufs Spiel. Aber das ist nicht immer der Fall.

Ist es so gewiß, daß „etwas schön sein kann nicht nur: obwohl, sondern: in dem, worin es nicht gut ist“? Entspricht es der Weisheit der Völker, daß etwas wahr sein kann, obwohl und indem es nicht schön und nicht heilig und nicht gut ist? Die Schönheit der „Fleurs du Mal“ hat hier und da das Böse zum Gegenstand, aber sie entspringt nicht einer bösen Gesinnung, die den Dichter beseelt hätte, und wenn man auch sagen kann, daß das Laster dank dem Dichter in das Gewand der Schönheit gekleidet wird, so folgt daraus noch nicht, daß das Laster die Ursache oder die Voraussetzung der Schönheit ist. Ebenso mag derjenige, der das Wahre sieht und sagt, das sehen und sagen, „was nicht schön, nicht heilig und nicht gut ist“. Aber das Streben nach der Wahrheit oder ihre Verkündigung liegt deswegen doch noch nicht in einem unvermeidlichen und unauflöselichen Streit mit dem Streben nach Schönheit, Heiligkeit und Güte.

Aber lassen wir den Streit der Götter, der nur indirekt mit unserem Thema, der Machtpolitik, zu tun hat und kommen wir zu dem Gegensatz, der die gesamte Philosophie des Handelns bei Weber beherrschte, dem zwischen den zwei Formen der Ethik, der Gesinnungs- und der Verantwortungsethik. Niemand ist gezwungen, sagt Max Weber, in die Welt der Politik einzutreten. Tut er es jedoch, dann muß er sich auch zu ihren erbarmungslosen Gesetzen bekennen. Da das Ziel der Politik die Macht ist, die zwischen den Klassen und den Nationen immer erneut zu verteilende Macht, muß der Mensch, der seine Gefährten, die Angehörigen seiner Klasse oder seiner Nation, anführen will, sich den harten Bedingungen des Kampfes unterwerfen. Dabei aber kann es nicht ausbleiben, daß die Anwendung, wenn nicht sogar böser, so wenigstens doch gefährlicher Mittel nötig wird. Die Verantwortungsethik deckt sich offenbar nicht mit der Machtpolitik, und Max Weber hat in seinem oft zitierten Passus in „Politik als Beruf“ den Kult der Machtpolitik getadelt.

„Denn obwohl, oder vielmehr: gerade *weil* Macht das unvermeidliche Mittel und Machtstreben daher eine der treibenden Kräfte aller Politik ist, gibt es keine verderblichere Verzerrung der politischen Kraft als das parvenümäßige Bramarbasieren mit Macht und die eitle Selbstbespiegelung in dem Gefühl der Macht, überhaupt der Anbetung der Macht rein als solcher. Der bloße ‚Machtpolitiker‘, wie ihn ein auch bei uns eifrig betriebener Kult zu verklären sucht, mag stark wirken, aber er wirkt in der Tat ins Leere und Sinnlose. Darin haben die Kritiker der Machtpolitik vollkommen recht. An dem plötzlichen inneren Zusammenbruche typischer Träger dieser Gesinnung haben wir erleben können, welche innere Schwäche und Ohnmacht sich hinter dieser protzigen aber gänzlich leeren Geste verbirgt. Sie ist Produkt einer höchst dürftigen und oberflächlichen Blasiertheit gegenüber dem *Sinn* menschlichen Handelns, welche keinerlei Verwandtschaft hat mit dem Wissen um die Tragik, in die alles Tun, zumal aber das politische Tun, in Wahrheit verflochten ist“ (Pol. Schr., a.a.O., S. 437).

Die Verantwortungsethik ist also weder als Kult der Macht noch als Gleichgültigkeit gegenüber den ethischen Werten zu deuten, sondern sie ist Anerkennung der Wirklichkeit, Unterwerfung unter das Gebot des Handelns und im äußersten Falle die Unterordnung des Seelenheils unter das Wohl des Staates.

Tatsächlich hat Max Weber hier mehr oder weniger zwei Antinomien verwechselt, nämlich einerseits die des politischen Handelns mit der Notwendigkeit, auf stets gefährliche und manchmal teuflische Mittel zurückzugreifen, und des christlichen Handelns, wie es die Bergpredigt oder die Lehre des heiligen Franziskus verlangt (den anderen Backen darbieten, auf alle weltlichen Güter verzichten); andererseits die Anti-

nomie der besonnenen Entscheidung, die ihre möglichen Folgen in Rechnung stellt, und der unmittelbaren, unwiderruflichen Wahl ohne Rücksicht auf mögliche Folgen. Diese beiden Antinomien decken sich nicht ganz, kein Staatsmann kann ein „reiner Christ“ sein, falls die Bergpredigt die Gesamtheit der christlichen Ethik umfaßt. Niemand hat das Recht, den Folgen seiner Handlungen gegenüber gleichgültig zu bleiben; doch kann sich auch niemand unter gewissen Umständen einer inneren Forderung entziehen, wie groß auch das Risiko der Entscheidung sein möge, die ihm ein kategorischer Imperativ vorschreibt.

Max Weber hat, als Theoretiker, ein Verantwortungsethiker sein wollen, und er bekannte sich mit Entschlossenheit, aber auch mit möglichst großer Sachlichkeit und Nüchternheit zur Machtpolitik, das heißt zum Gebrauch der Mittel, die der Machtkampf im Innern der Nationen oder zwischen den Nationen verlangt. Er wählte aus Überzeugung die Verantwortungspolitik und die Gebote der Machtpolitik, nicht aus persönlichem Interesse, sondern aus Hingabe an den höchsten Wert, dem zu weihen er sich entschlossen hatte: die Macht des Reiches. Denn der Politiker, der die Macht um ihrer selbst willen oder aus Eitelkeit oder persönlichem Ehrgeiz sucht, ist nur eine Karikatur des wirklichen Führers, der sich nur selbst erfüllen kann, wenn er sich in den Dienst einer höheren Sache stellt.

In seiner politischen Tätigkeit hat Weber sich keineswegs als Realist erwiesen, und ich bin nicht sicher, ob er bei all seinem Wissen und seinem Scharfblick dazu bestimmt war, ein Volksführer zu werden. Er konnte den kleinlichen Kompromiß, die schlaue Berechnung und die Intrigen, ein wesentlicher Bestandteil der Politik unter jedem Regime und besonders in der demokratischen Gesellschaft, leichter in der Abstraktion und in der Theorie bejahen als in der Praxis. Sehr oft hat sich Max Weber der Bedeutung einer Geste, dem symbolischen Sinn einer Ablehnung gegenüber sehr viel empfindlicher (für sich und andere) gezeigt als gegenüber den voraussehbaren Folgen seiner Entscheidung.

Mit Recht hat sich Max Weber den Illusionen verweigert: Keine Politik ohne Kampf, kein Kampf ohne Gewalt, und die Mittel des Kampfes lassen sich nicht immer mit Christi Gebot oder der einfachen Moral vereinen. Zwei Dinge stören mich trotzdem an dieser Theorie.

Da ist einmal die extreme und in gewisser Weise radikale Form, die der Antinomie zwischen den beiden Begriffen der Ethik, der Verantwortungs- und der Gesinnungsethik, gegeben wird. Kann man die Folgen einer Entscheidung, die man trifft, jemals völlig ignorieren? Kann

man das moralische Bewußtsein im Augenblick einer Entscheidung jemals ganz ausschalten? Das hatte Weber natürlich selbst erkannt. Aber dadurch, daß er eine Alternative, die nur in extremen Fällen aktuell wird, als grundlegend dekretierte, setzte er sich der doppelten Gefahr aus, sowohl den falschen Realisten eine Rechtfertigung angedeihen zu lassen, jenen, die alle Vorwürfe der Moralisten mit Verachtung abtun, wie auch den falschen Idealisten, die unterschiedslos jedwede Politik verurteilen, weil sie nicht ihrem Ideal entspricht, und die schließlich bewußt oder unbewußt dazu beitragen, die bestehende Ordnung zum Vorteil der blinden Revolutionäre und der Tyrannen zu zerstören.

Max Weber erinnert uns mit Recht daran, daß das ewige Problem der Heiligung der Mittel durch den Zweck keine theoretische Lösung kennt. Aber indem er nicht nur die Heterogenität der Werte, sondern auch ihren unlöslichen Konflikt bejaht, verbietet er es sich, sein eigenes Wertsystem authentisch zu fundieren. Obwohl er schrieb, wir könnten ohne ein Minimum an Menschenrechten nicht leben, hat er seine eigenen Werte, den Liberalismus und den Parlamentarismus, entwertet, indem er sie zu einfachen Werkzeugen im Dienste der Größe des Reiches erniedrigte.

Damit komme ich zu einem anderen Einwand: Ist Max Weber dadurch, daß er die Machtinteressen des deutschen Volkes als Endziel hinstellte, nicht einer Art von Nihilismus verfallen? Die Macht der Nation fördert, wie er behauptet, das Prestige, aber nicht die Qualität der Kultur. Kann danach die Macht der Nation noch ein Endziel sein? Der Gott, dem man alles opfert? Es geht hier nicht darum, die Rivalität zwischen den Nationen zu leugnen, noch die Pflicht, der Nation ihren Platz auf der Weltbühne zu sichern. Aber wenn die Macht der Nation – welches auch immer ihre Kultur, wer immer es sei, der sie beherrscht, und welche Mittel diese Regierenden auch anwenden mögen – der oberste Wert ist, in wessen Namen können wir dann noch nein sagen zu dem, was Max Weber selbst mit Entsetzen verworfen hätte?

Hier liegt, glaube ich, der entscheidende Punkt, über den wir nachdenken müssen. Max Weber hat die Rivalität der europäischen Nationen festgestellt und beschrieben. Aber im Vergleich mit vielen seiner Zeitgenossen in Deutschland wie auch in Frankreich hat er den großen Vorzug gehabt, nie das Gefühl für Maß und Anstand verloren zu haben. Er hat dem Propagandataumel, der beide Seiten erfaßt hatte, nie seine Stimme geliehen. Den Nationalstaat als höchste Form der politischen Gemeinschaft hat er niemals in Frage gestellt. (Vielleicht ist diese Form auch heute noch nicht überwunden.) Jedenfalls gehört er auch in diesem Punkt noch seiner Zeit an. Über die Rechte und Pflichten

der Großmächte, über die diplomatischen Regeln der Machtpolitik, hat er sich nicht anders geäußert als seine Zeitgenossen.

Wahr bleibt also, daß Max Weber, der als Soziologe noch heute so aktuell ist wie je, als Politiker nicht immer seiner Zeit voraus war. So hat er weder die Tragweite der bolschewistischen Revolution noch den totalitären Despotismus der Einheitsparteien begriffen. Bestrebt, der Demokratie die Herrschaft von Politikern ohne Berufung zu ersparen, hat er den Ton auf die plebiszitäre Legitimation des charismatischen Führers gelegt, ohne sich der Gefahren bewußt zu sein, die die nachfolgende Generation erleben und erdulden mußte. Er, der wie kein anderer die Besonderheit der modernen Zivilisation erfaßt hatte, hat nicht die im Zeitalter der Technik immerhin mögliche Trennung zwischen militärischer Macht und Wohlstand der Nationen erkannt. Antimarxistisch seiner bürgerlichen Gesinnung entsprechend, hat er sich gegen Marx teils auf den verhängnisvollen Charakter der Bürokratie, teils auf die Wirksamkeit der Religionen berufen, nicht aber auf die allen modernen Volkswirtschaften gemeinsame Tatsache des Wachstums infolge zunehmender Produktivität.

Gewiß, noch ist nicht erwiesen, daß das pessimistische Weltbild Webers falsch und unser heutiges richtig sei. Die Zukunft bleibt offen, und wir wissen nicht, ob die Menschheit beschließen wird, sich zu vernichten oder zu einigen. Wir wissen aber, daß wir nie wieder die Machtinteressen einer Nation als letztes Ziel und geheiligten Wert anerkennen werden. Max Weber hat das getan oder zu tun geglaubt, weil die im Laufe der Jahrhunderte entstandene Kultur ihm als ewiger Besitz erschien, der nicht mehr den Wechselfällen der Geschichte unterlag. Hätte er gewußt, daß im Namen der Macht die Kultur selbst zum Opfer zu werden drohte, so hätte er eingesehen, daß er gleichzeitig zu vertrauensvoll und zu pessimistisch war; zu vertrauensvoll, wenn er seinen Glauben in den plebiszitären Führer setzte und Macht und Kultur nicht voneinander trennte; zu pessimistisch, wenn er sich keine befriedete Menschheit vorstellen konnte, oder keine wenigstens, die den unvermeidlichen Kampf zwischen Klassen und Nationen festen Regeln unterwerfen würde. Max Weber hat im Grunde in seiner politischen Theorie Verrat an sich selbst geübt, denn niemals hat er seiner Theorie zum Trotz die Macht oder die Macht seiner Nation zu seinem Gott gemacht. Sein Leben und sein Denken haben zwei Werten gehorcht: Wahrheit und Adel der Gesinnung. Als Mensch und Philosoph hat Max Weber uns ein Erbe hinterlassen, das keine möglichen Irrtümer des Theoretikers der Machtpolitik beeinträchtigen können.